

greifen und eine Transformation der Landwirtschaft einzuleiten. Auch hier steuert der Autor wieder neue empirische Evidenz bei, ohne dass es ihm gelingt, diese mit der bestehenden sozialwissenschaftlichen Literatur zu verbinden. Diese hat verschiedene Formen der Kontinuität von sozialen Beziehungen über das formale Ende der bewaffneten Gruppen hinaus betont (z. B., basierend auf früheren Arbeiten, Hoffman 2011).

Ein zentrales Anliegen des Buches, welches auch in den Schlussfolgerungen wieder aufgegriffen wird, ist die Widerlegung der Thesen, dass "greed, not grievance" den Bürgerkrieg erklärt oder dass es sich um ein Beispiel einer «neuen Barbarei» handelt. Dies ist allerdings bei weitem keine erschöpfende Diskussion der verschiedenen Positionen in der Literatur. Auch Peters' (229) Versuch, das "making and breaking" der RUF in der Perspektive einer neo-Durkheimschen Kulturtheorie als Ergebnis von Bonding-Prozessen zu erklären, basiert leider auf einer oberflächlichen theoretischen Auseinandersetzung. Wenig überzeugend ist etwa der Versuch, das Kollektivbewusstsein der RUF auf die angeblich rudimentäre Arbeitsteilung zurückzuführen und als extremes Beispiel einer mechanischen Gruppenintegration zu interpretieren. Hier zeigt sich die erstaunliche Blindheit von Peters bezüglich status- und geschlechtsspezifischer Teilnahme an der produktiven und reproduktiven Arbeit innerhalb der RUF (siehe z. B. Coulter 2009). Auch der Bezug auf die Arbeiten von Mary Douglas ist selektiv und wenig überzeugend, wobei Peters aber durchaus an einem zentralen Punkt ansetzt: bewaffnete Gruppen müssen als Gruppen analysiert werden (234). Dieser Aufruf für eine genuin soziologische Perspektive auf Bürgerkriege ist über das Beispiel von Sierra Leone hinaus relevant und grenzt sich von den gängigen ökonomischen und politikwissenschaftlichen Ansätzen ab. Das teilweise bereits früher publizierte vielfältige Material hoher Qualität, welches in Peters' Buch präsentiert wird, bietet eine wertvolle Basis für eine empirisch fundierte theoretische Aufarbeitung.

### *Literaturverzeichnis*

- Coulter, Chris. 2009. *Bush Wives and Girl Soldiers. Women's Lives Through War and Peace in Sierra Leone*. Ithaca, NY/London: Cornell University Press.
- Denov, Myriam. 2010. *Child Soldiers. Sierra Leone's Revolutionary United Front*. Cambridge, Cambridge University Press.
- Hoffman, Danny. 2011. *The War Machines. Young Men and Violence in Sierra Leone and Liberia*. Durham, NC/London: Duke University Press.

Daniel Künzler  
Universität Freiburg  
CH-1700 Freiburg  
daniel.kuenzler@unifr.ch

Hungerbühler, Andrea: «Könige der Alpen». Zur Kultur des Bergführerberufs. Bielefeld: transcript Verlag. 2013. 443 S.

Naturerfahrungen waren immer wieder Themen der Soziologie. Man erinnere sich daran wie Max Weber auf Helmholtz' Spaziergang oder Berger/Luckmann auf den Jodler in der Abgeschiedenheit der Alpen verweisen, um zu erläutern, dass Neuerungen am ehesten nach dem Alltagsbetrieb empor treten. Die Welt der Natur markiert die Gegenwelt des Sozialen und wird deshalb von der Soziologie auch meist nur am Rande behandelt. Dagegen rückt Andrea Hungerbühler in ihrer Berner Dissertationsschrift eine Gruppe ins Zentrum, die sich den ausseralltäglichen «liminalen Raum Gebirge» (nach Van Gennep, 69) zum alltäglichen Beruf gemacht hat. Der Kern des Bergführerberufs sei es nämlich, «Menschen zu führen, die im idealtypischen Fall selbst weder in der Lage wären, den begangenen Weg zu finden, noch ihn zu bewältigen, wobei der Tod aller Beteiligten stets als bedrohliches Szenario mitschwingt» (387). Der Ausgangspunkt von Andrea Hungerbühlers Buch über den Bergführerberuf ist also weniger ein «theoretisches <Problem>», sondern ein empirisches Phänomen» (29), das sie in seiner Genese und heutigen Struktur

aufzuschlüsseln sucht. Dazu greift sie zum einen auf umfangreiche Materialien aus der Alpinismus- und Bergführerliteratur, auf berufsbiografische Interviews und sogar auf teilnehmende Beobachtungen zurück, um zentrale Semantiken und Deutungsmuster des Berufsfeldes mithilfe von Diskurs- (nach Keller) und Sequenzanalysen (nach Oevermann) herauszuarbeiten. Zum anderen nutzt sie die Instrumentarien der Kultur-, Gesellschafts- und Geschlechtergeschichte (26 f.), der Soziologie der Berufe und Professionen sowie der Genderforschung. Im Ergebnis legt sie eine sehr gut geschriebene, materialreiche und methodisch sorgfältig gearbeitete Studie über die Geschichte und berufliche Struktur des Bergführerwesens vor, die für die interessierte alpinistische Öffentlichkeit und die Soziologie gleichermaßen lesenswert ist. Um den Fall schweizerischer BergführerInnen vergleichen und generalisieren zu können, wurde das Buch in einem anderen liminalen Raum, auf einer Wanderung im kalifornischen Yosemite Nationalpark, rezensiert.

Für die allgemeine Soziologie ist am Buch von Andrea Hungerbühler zunächst interessant, dass es sich um eine Berufsoziologie handelt, die mehr und mehr in Vergessenheit geraten ist, obwohl sie doch Spezielles zu leisten vermag. Denn der Beruf ist eine integrative Kategorie, die ganz verschiedene Dimensionen und Ebenen in sich vereint. Wie wir im Folgenden sehen werden verknüpft der Bergführerberuf die Gesellschaftsgeschichte alpiner Regionen, Organisations- und Handlungsstrukturen des Berufs sowie biografische und genderspezifische Identitätsbildungsprozesse.

Der Status des Bergführerwesens veränderte sich im Laufe der Gesellschaftsgeschichte alpiner Regionen erheblich und erfuhr dabei eine Aufwertung und Charismatisierung. Dabei durchlief die Semantik der Alpen und Alpenbewohner in der Schweiz eine völlige Transformation. Aus der dunklen und schaurigen wurde die schöne, exponierte und erhabene Bergwelt (136–139). Das herbewürdigende Fremdbild des Eidgenossen als «Bauer» wich sukzessive dem Selbstbild eines

«edlen Bauern» und sie galten fortan sogar als «auserwähltes Volk» (48). Mit der Nationalstaatsengründung 1848 «wurden die Alpen zum Symbol der nationalen Einheit» (50) weiter aufgewertet und nationalisiert. Während der «Geistigen Landesverteidigung» kam es zur «symbolischen Fusion» zwischen den Alpen als Landschaft und der Nation. Jetzt waren im Grunde «alle Schweizer Bergler» und die Bergführer sogar «Protoschweizer» (53) mit «ur-schweizer (...) Charaktereigenschaften» wie Ehrlichkeit, Redlichkeit, Mut, Treue, Tugendhaftigkeit und Vaterlandsliebe (183). Der Schweizer Alpen-Club (SAC) stilisierte seine Mitglieder als «Elite des Schweizer Volkes» und «Charakterschmiede der Nation» (61). Diese Verschiebungen in der historischen Semantik mündeten schliesslich im zentralen alpinistischen Deutungsmuster «oben statt unten». Diesem liegt eine Zivilisationskritik zu Grunde, dergemäss alles schlechte unten, d. h. in der Stadt, und alles Gute oben, also in den Bergen, vorzufinden sei. Dieses Deutungsmuster wurde von weiteren gesellschaftlichen Entwicklungen gestützt: Die Aufklärung brachte bereits ein entmystifizierendes wissenschaftliches Interesse an den Alpen, die Ästhetisierung der Berge förderte ein «neues Naturgefühl» (55) zu Tage, die vornehmlich britischen Bergsteiger betrachteten Erstbesteigungen als eine «imperialistische Praxis» (57) und bürgerliche Männer konnten den Niederungen der Stadt entfliehen und ihre individuelle Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen. Ein von Abenteuerlust und sportlichem Ehrgeiz getragener «zweckfreier Alpinismus» (55) machte sich breit. Eine Fortschreibung dieser Gründungsgeschichte des Tourismus wäre interessant gewesen, um explizit zu eruieren, inwieweit sich die ursprünglich charismatische Struktur des Berführerberufs im System des Massentourismus veralltäglicht hat und seine Konturen angesichts neuer Klienten, Tätigkeits- und Kompetenzprofile und der Konkurrenz mit anderen Serviceberufen verschwimmen.

Für Andrea Hungerbühler ist der Bergführerberuf aber ein professionalisierungs-

theoretisch besonders interessanter Fall, weil für ihn wie in anderen Professionen das Handeln in Krisensituationen konstitutiv ist, obwohl er nicht den gleichen Institutionalisierungsgrad aufweist. Man findet typische Elemente einer Verberuflichung von einer Nebentätigkeit als Träger oder Ortskundiger für Jedermann bis zu einer Schliessung über Bergführer Reglements, Kurse und heute dreijährige Ausbildungen. Bis heute erlernt man den Bergführerberuf aber nicht ausschliesslich in Ausbildungsprogrammen. Diese setzen nämlich schon umfangreiche Erfahrungen mit Bergtouren voraus. Der Zugang ist deshalb von einer «Initiation» und sozialisatorischen Prozessen abhängig, die in den Familien und Peer-Groups erfolgt, aber eben nur begrenzt von Professionellen angestossen und kontrolliert werden. Deshalb handelt es sich beim Bergführerdiplom in der Tat nur um eine «Konsekration» (257), d. h. eine nachträgliche Heiligsprechung, statt um eine professionelle Sozialisation. So gibt es BergführerInnen, die ihre Ausbildung neben dem Hauptberuf gemacht haben und niemals als Beruf ausüben, sondern ihre Leistung anerkannt haben wollten. Die Bergführerei ist über weite Strecken hinweg Hobby und Nebentätigkeit geblieben, wenn «lediglich knapp ein Zehntel aller Verbandsangehörigen voll vom Führen leben» (241).

Andrea Hungerbühler zeigt, dass man mit dem Instrumentarium der Berufs- und Professionssoziologie auch weniger professionalisierte Tätigkeiten analysieren kann. Dazu nutzt sie insbesondere die Professionalisierungstheorie Ulrich Oevermanns und untersucht das grundsätzliche Bezugsproblem und die Beziehungsstruktur zwischen BergführerIn und «Gast». Grundsätzlich bildet die Gefahr, am Berg tödlich zu verunglücken und der damit verbundene Zwang riskante Entscheidungen für andere treffen zu müssen, das berufliche Konstitutivum der Tätigkeit. Die Beziehung zu den «Gästen» ist allerdings in mehreren Hinsichten spannungsreich eingerechnet. Denn sie werden für den Bergsteiger zum Ballast (254–257), fordern als «Gast» oder früher sogar «Herr» eine Sonderbehand-

lung ein und werden als einer neben anderen «Kunden» des immer gleichen Angebots den Berg hinauf geschleppt (275–277). Es gibt aber auch Beziehungen in denen die Klienten zum Bearbeitungsgegenstand werden, weil neben technischen Lernprozessen auch ein anderes Lebensgefühl mit quasi-therapeutischer Funktion angestossen (269–272) oder vom «Trainer» das «Team» zur autonomen Problembewältigung befähigt (272–275) werden soll.

Der Bergführerberuf ist aber auch ein interessanter Fall für einen traditionell «männlich codierten» und trotz der zunehmenden Durchsetzung von Gleichheitsnormen (323) weiterhin von Männern dominierter Beruf. Andrea Hungerbühler arbeitet deshalb generalisierbare Reproduktionsstrukturen des Feldes und Bewährungsstrategien von Bergführerinnen heraus. Besonders wichtig ist, dass die Sozialisation in die Bergführerei frühzeitig in den Familien und Peergroups beginnt. Vor allem der Zugang zu letzteren ist notwendig und voraussetzungs voll zugleich, weil dort zwischen Spass und Ernst die «ernsten Spiele des Wettbewerbs» und die Rolle des «Partner-Gegners» eingeübt werden, die über Niederlagen hinwegtettet. Gelingt dennoch ein Zugang, dann haben die wenigen Frauen aber einen auffallend exponierten Status, der «die Thematisierung dessen hervorruft, was sie [die Diskriminierung] hervorruft». Mithilfe der Tabuisierung von Diskriminierung wird verhindert, als Nestbeschmutzerin zu gelten und Zugehörigkeit zu zeigen. Hieran richten sich typische Bewältigungsstrategien, wie die *Flucht nach vorn* durch Überbietung und «Übernahme von Aspekten eines männlichen Habitus» (348), die *Gratwanderung* durch «Umschrift der Differenz» in Form besonders förderlicher weiblicher Eigenschaften (351) oder eine «Strategie der Unauffälligkeit» (353), die *entmythologisierende Distanznahme* im Beruf (361) oder eben den zehrenden *Kampf um Anerkennung* (363).

Mit der Konzentration auf den Bergführerberuf gelingt es Andrea Hungerbühler, gleich mehrere Diskursstränge und Spezial-

soziologien zu bereichern. Damit ist die Basis geschaffen für eine noch ausstehende theoretische Explikation des Zusammenhangs zwischen Nation bzw. Gesellschaft, Beruf und Geschlecht sowie das Wagnis einer weiteren Generalisierung. Dafür könnte der zweite Vorteil der Berufssoziologie stärker genutzt werden als bislang, Vergleiche mit anderen Bedingungen und Berufen anzustreben. Im Yosemite Park kann man zum Beispiel beobachten, wie das Spiel mit der Gefahr nicht mithilfe des Bergs, sondern mit dem Bär gespielt wird. Die Charismatisierung der unberechenbaren Wildnis erscheint dort als ein Ordnungsprinzip, das dem Ranger im Alltag seine Autorität, dem Umweltschutz seine Durchsetzungskraft und dem Tourismus seine Einnahmen sichert, weil nur wenige die geordneten Pfade verlassen.

*Marc Torka  
Wissenschaftszentrum Berlin  
für Sozialforschung  
D-10785 Berlin  
marc.torka@wzb.eu*

Kleiner, Brian, Isabelle Renschler, Boris Wernli, Peter Farago & Dominique Joye (eds): *Understanding Research Infrastructures in the Social Sciences*. Zurich: Seismo Press. 2013. 228 p.

Research infrastructures (RIs) are a prerequisite for modern sciences. In the case of natural sciences it is evident for everybody – think of the large hadron collider (CERN) as an example. Also modern social sciences today can not be advanced on an international and highly professional level without their own research infrastructures such as data archives, advanced method trainings and international survey research programs and others. However, the public, science politics and even some scholars in the field of social sciences are not too well aware of the growing importance of RIs. So the new book, published by a group of researchers at

the Swiss RI FORS (Swiss Foundation for Research in the Social Sciences, Lausanne) presents worthy insights into the international field of RIs. The articles in the book are based on an international symposium about RIs which was held 2011 at FORS. The contributions of the book are organized in three parts: (1) two articles about the conceptual foundations of RIs, (2) thirteen contributions presenting different RIs and methodological innovations and (3) two summarizing contributions (headed as “lessons”). Some of the contributions will be discussed here in more detail, but not all.

The first contribution aims to lay down the conceptual ground for the analysis of RIs. The authors Isabelle Renschler, Brian Kleiner and Boris Wernli pick up the existing claim: a first necessary step is to work out a full theoretical understanding of RIs and to start defining RIs as “durable institutions, technical tools and platforms, and/or services that are put into place for supporting and enhancing research as public good resources for the social science community” (p. 14). Also, they work out proper characteristics of RIs as producing services which are “non-exclusive, non-competitive, and available to all” and therefore RIs can be regarded as producing public goods (p. 15). Also, they can be understood as user-oriented, oriented to changing needs of scientific communities and seeking long-term durability. Finally, the authors bring in some useful aspects to differentiate RIs: the degree of centralization, the range of services and the degree of how secure funding is (short-term or long-term). This is a good first step, the next step could be to work out a more sociological conception of institutional field, modeling the “field” of research support organizations and its interrelations to other fields. In the second contribution the political scientist Max Kaase sums up the development of data archives referring to the development of social sciences starting with the foundation of the Zentralarchiv at Cologne University in 1960. He refers thereby to scientists’ engagements and the upcoming interest of the European Union in